



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D., A.: Die Truppen der Militärgrenze. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Truppen der Militärgrenze.

2.

Der Wiederherstellung des Friedens folgte eine Reihe der wichtigsten Veränderungen.

Die siebenbürgische Grenze wurde aufgehoben. Den Szeklern widerfuhr solches, weil sie an dem Aufstande theilgenommen; und die Walachen sollten, weil sie sich so aufopfernd bewiesen, durch die Aufhebung des Grenzverbandes in den vollen Genuß aller staatsbürgerlichen Rechte treten und so den übrigen Bewohnern ihres Vaterlandes gleichgestellt werden. Es wurde demnach eine und dieselbe Maßregel als Belohnung und Strafe zugleich angewendet! Nur war der Erfolg dem, was man beabsichtigte, gerade entgegengesetzt. Denn die vermöglicheren Szekler können die auf sie entfallenden erhöhten Steuern ohne übermäßige Anstrengung erschwingen und genießen den Vortheil, weniger Rekruten stellen zu müssen. Aber die armen und überbevölkerten Districte der Walachen, denen ehemals die Löhnung, welche die Unteroffiziere auch im Inlande und während des Friedens bezogen, eine Wohlthat dünkte, werden jetzt von den Abgaben fast erdrückt und müssen, wenn nicht mehr, so doch mindestens ebenso viele Soldaten als früher stellen.

Anstatt der aufgelösten Grenztruppen wurden vier neue Linienregimenter und ein Husarenregiment errichtet, welche jedoch nicht allein aus den bestandenen Grenzgebieten ergänzt wurden.

Das Csakistenbataillon wurde seiner bisherigen Bestimmung entzogen und in ein „Titler Infanteriebataillon“ umgewandelt.

Das Reglement, die Dienstordnung und die Adjustirungsvorschrift der Linientruppen wurde ohne Abänderung auch bei allen Grenzregimentern eingeführt, nur die Farbe der Uniform blieb dieselbe. Braune Waffenröcke und schwarzes Lederwerk unterschieden auch jetzt die Grenzer von der ungarischen Linieninfanterie, mit welcher sie alle übrigen Bekleidungs- und Rüstungsgegenstände gemein hatten. Was aber dem ohnehin armen und durch den zweijährigen Krieg noch mehr herabgekommenen Lande besonders schwer fiel, war, daß man, wo es nur anging, die verschiedenen Taxen und Gefälle, wenn auch nur um einige Kreuzer, erhöhte und — das Tabakmonopol einführte.

Von noch empfindlicheren Folgen aber waren die Germanisirungs- und Centralisirungsbestrebungen, welche durch das neue Grundgesetz vom Jahre 1850 den vollen Ausdruck erlangten. „Die Sprache des Reichsheeres hat als

Dienstsprache zu gelten“, lautete der siebente Artikel, wodurch alle andern Begünstigungen, als freie Gemeindeverfassung, Wahrung der Nationalität u. s. w. illusorisch wurden.

Bei der Reorganisirung der Armee im Jahre 1852 wurde auch die Grenze nicht vergessen, und es konnte dieses Statut wirklich als besonders günstig betrachtet werden. Jedes Regiment sollte fortan aus zwei Feldbataillonen und einem Reservobataillon, zwei Seressanercompagnien oder zwei Schwadronen irregulärer Reiterei und 50 Artilleristen bestehen. Im Allgemeinen sollten nur die Feldtruppen, und erst im höchsten Nothfalle auch die dritten Bataillone ausmarschiren, im Frieden aber höchstens die ersten Bataillone einiger Regimenter außer Landes behalten werden.

Wirklich rückten während des orientalischen und während des letzten französisch-italienischen Krieges nur die Feldbataillone aus dem Lande und wurden nach Beendigung des Krieges sogleich zurückgeschickt, sowie sich überhaupt die Regierung bestrebte, den Grenztruppen hinsichtlich des Dienstes und ihrer militärischen Leistungen überhaupt die möglichste Erleichterung und Begünstigung zukommen zu lassen, um sie in guter Stimmung zu erhalten und ihnen das anderweitige Unangenehme in Vergessenheit zu bringen.

Bei allen diesen Reformen betrachtete man die Grenzer indessen noch immer als leichte Truppen und achtete auf die möglichste Erhaltung, Ausbildung und Benutzung jener Eigenschaften, welche ihnen von jeher den Ruf einer guten leichten Infanterie verschafft hatten. So galt es als Grundsatz, daß eine Infanteriebrigade aus vier bis fünf Infanteriebataillonen, einer Batterie und einem Jäger- oder Grenzerbataillon zu bestehen habe. Auch wendete man dem Scheibenschießen besondere Aufmerksamkeit zu, versah die Grenztruppen gleich Anfangs mit den neuen Präzisionsgewehren und verwendete bei den Streifzügen gegen die italienischen und dalmatinischen Räuber und Schmuggler, sowie bei verschiedenen Expeditionen gegen die Montenegriner und Bosnier vorzugsweise Grenzer und Jäger.

Durch die in den letzten zwei Jahren erlassenen Bestimmungen aber wurden die Grenztruppen auch in taktischer Beziehung der Linieninfanterie ganz gleichgestellt, während die politische Verfassung des Landes ungeändert blieb. Die Grenzregimenter sollen künftig ungetrennt mit Linien- oder andern Grenzregimentern vereint in Brigaden zusammengestellt und nur in Ausnahmefällen zum Jägerdienst verwendet werden.

Seither erhoben sich indessen viele Stimmen, welche die Aufhebung des Grenzinstitutes verlangten. Unter den hochgestellten Militärs selbst gab es Viele, welche diesem Verlangen beipflichteten, — aber nur Wenige derselben gehörten der Militärgrenze an. Man schilderte die trostlosen Zustände des Landes und andererseits die geringen Vortheile, welche in militärischer Hinsicht

dem Staate durch den Fortbestand der Militärgrenze zu Gute kämen. Und diejenigen, welche das Letztere behaupteten, kamen gewiß der Wahrheit sehr nahe.

Auf eine Bevölkerung von 1,100,000 Seelen stellt die Militärgrenze im Kriege 54,000 Mann, im Frieden etwa 30,000, so daß im ersteren Falle auf ungefähr 23, im zweiten auf 40 bis 42 Einwohner ein Soldat kommt.

Von dem der Gleichberechtigung und auch der Nothwendigkeit entsprechenden Grundsätze der allgemeinen Wehrpflicht (welche aber bis jetzt in Oestreich wohl nominell, jedoch nicht factisch zur Geltung gekommen ist) ausgehend, kann man das Verhältniß der Bevölkerung zum Kriegsstande der Grenztruppen kein übermäßig hohes nennen, wenn man berücksichtigt, daß eigentlich nur die Feldtruppen als Soldaten zu betrachten sind, während die im Lande verbleibenden Reservebataillone eben nur jenen Dienst versehen, welcher in andern Staaten nach dem Ausmarsche der stehenden Truppen dem Landsturme, der Nationalgarde oder Bürgerwehr auferlegt wird. Die Streiterzahl dürfte also verhältnißmäßig nicht höher als in mehren deutschen Staaten oder in den nördlichen Provinzen des Königreiches Italien entfallen.

Anders scheint freilich das Verhältniß des Friedensstandes zu sein. Aber der Grenzer befindet sich während des Friedens fast beständig in seiner Heimath, bei seinen Angehörigen und in seinem Besizthume und gehört also thatsächlich nur in die Kategorie der Milizen. Er verrichtet den Dienst, welcher seine Thätigkeit den vierten Theil des Jahres in Anspruch nimmt, in seiner gewöhnlichen Bauertracht und mit ziemlicher Bequemlichkeit, und kehrt nach dessen Vollstreckung wieder zu seiner Feldarbeit oder zu seinem Gewerbe zurück, während der aus den übrigen östreichischen Provinzen rekrutirte Soldat seine Dienstzeit gewöhnlich fern von seinem Vaterlande verbringt, durch zehn Jahre aber, auch selbst wenn er beurlaubt oder bereits in den Reservestand eingereicht ist, wenn auch nicht gänzlich dem bürgerlichen Leben entzogen ist, so doch wenigstens kein eigenes Gewerbe unternehmen und keine Ehe eingehen darf. Endlich aber vergesse man nicht die große Erleichterung, welche dem Grenzbewohner den andern Oestreichern gegenüber durch den verhältnißmäßig noch immer sehr niedrig zu nennenden Steuerfuß zu Gute kommt. Auch hat die Grenzbevölkerung die Cinquartierungs- und Vorspannsleistungen in geringerem Maße zu tragen, als es in andern Provinzen der Fall ist.

Die gewöhnlichen Gemeindegarbeiten werden selbstverständlich von der Bevölkerung verrichtet, dagegen aber werden die meisten Communal- und öffentlichen Anstalten nicht aus den Mitteln des Landes, sondern auf Kosten des allgemeinen Staatsschatzes erhalten, daher aus dem letzteren der Militärgrenze alljährlich mehre Millionen zufließen.

So müssen also die übrigen Provinzen zu der Verwaltung dieses Landes beitragen, um besten Falles in Kriegszeiten etwa 30,000 Mann weniger stellen zu dürfen! Und diese Truppenmacht ist besonders gegenwärtig von ziemlich zweifelhaftem Werthe.

Daß jedoch die Militärgesetze auch auf die nichtmilitärpflichtigen Angehörigen der Grenzfoidaten ausgedehnt werden und das Land somit unter einer Art beständigen Belagerungszustandes steht, ist eine offenbare Ungerechtigkeit und eine der Schattenseiten des Grenzinstitutes, dürfte aber wohl in nächster Zukunft ein Ende finden.

Die Schulen, viele andere öffentliche Anstalten, der Ackerbau, die Viehzucht, insbesondere aber der Handel und die Industrie stehen allerdings auf einer sehr niedern Stufe, doch scheint daran weniger die Verfassung des Landes, als vielmehr die Inferiorität der Bevölkerung die Schuld zu tragen. Denn die Zustände in den benachbarten slavonischen und kroatischen Provinzen sind um nichts besser, ja in manchen Gebieten weit trostloser. Freilich ist dann noch immer der österreichischen Regierung der Vorwurf zu machen, daß sie die Bevölkerung jener Provinzen nicht aus ihrer Indolenz erweckt und zu größerem Fleiße und Unternehmungsgelüste angespornt habe.

Die Grenztruppen an und für sich betrachtet stehen — gelinde gesagt — wenigstens gegenwärtig nicht in der Reihe der vorzüglichsten österreichischen Truppen. Ueber ihr Verhalten im eigenen Lande und ihre Verwendbarkeit daselbst läßt sich allerdings viel Lobenswerthes sagen, doch will dieses nur wenig bedeuten. Der Grenzer ist an die Einrichtungen seines Landes und an seinen Dienst von Kindheit her gewöhnt, er gehört selbst zur bewaffneten Macht und legt daher der Thätigkeit derselben keine Hindernisse in den Weg. Er verfolgt den auf sein Gebiet eingedrungenen türkischen Räuber nicht nur, weil ihn die Pflicht dazu auffordert, sondern auch aus persönlichem Interesse, weil er sein Eigenthum bewahren will und weil er den Türken von Jugend auf als seinen Todfeind zu betrachten gelernt hat. Auf die ihm gleichfalls obliegende Verhinderung des Schmuggels aber verwendet er, wenn es ihm keinen Vortheil verspricht, keinen übergroßen Eifer, daher der Werth der über die Militärgrenze nach Desterreich eingeschmuggelten Waaren immer eine ganz artige Summe erreicht. Seinen Offizieren ist der Grenzer mit sklavischer Unterwürfigkeit zugethan, vorausgesetzt, daß sie seiner Nationalität sind oder wenigstens seine Sprache sprechen und sich die Sitten des Landes angeeignet haben, wogegen die bei den Grenztruppen eingetheilten deutschen oder ungarischen Offiziere oft einen sehr schweren Stand haben. Ebenso werden auch die zufällig im Lande stationirten oder durchmarschirenden regulären österreichischen Truppen mit scheelen Augen betrachtet. Außerlich beehrt freilich der Grenzer den ihm gleichstehenden Militär der Linie bei jeder Gelegenheit mit der Anrede „Bruder

und Kamerad^{*)} und überhäuft ihn mit Schmeicheleien; aber im Grunde seines Herzens betrachtet er doch den Andern als Fremden und flucht und spottet hinterher über „den Schwaben“, den „ungarischen Hundsott“, oder den „wälschen Spitzbuben“.

Aber eben der beständige Aufenthalt in der Heimath, die frühzeitige Schließung der Ehen, das vertrauliche Verhältniß zwischen den Unteroffizieren und ihren Untergebenen, die eigenthümliche Stellung der Offiziere und manche andere Umstände legen den Grund zu den außer Landes so oft vorkommenden Pflichtverletzungen der Grenztruppen.

Der Offizier ist der bürgerliche und militärische Vorgesetzte des Grenzers; er ist sein Anführer im Kriege und sein Bürgermeister, sein Richter und der Verwalter seines Gemeindevermögens. Was Wunder also, wenn der Grenzer seinem Obern so begegnet, wie es der Bauer seinem Amtmanne gegenüber zu thun pflegt. Daher geschieht es häufig, daß der Grenzer, wenn er bei dem Rapport (woselbst die minder wichtigen dienstlichen und rechtlichen Angelegenheiten entschieden werden) eine Bitte vorzubringen oder sich wegen eines Vergehens zu verantworten hat, mit einem Körbchen Gemüse, einer Henne oder Ente unter dem Arme, auch wohl mit einem Lamm oder Schwein erscheint und diese Spende als einen triftigen Beweisgrund seines Rechtes der Küche des gestrengen „Gospodjue“ (Herrn) offerirt und — der Vorgesetzte dieses Geschenk auch huldvoll annimmt.

Man findet dieses Vorgehen ganz schicklich, und selten wird ein eingebornere Offizier etwas Anziemliches darin finden. Dadurch aber wird begreiflich weder die dem Obern gebührende wahre Achtung, noch die Moralität der Untergebenen erhöht, und letzterer gewöhnt sich, den dem Beispiele seiner nationalen Vorgesetzten entnommenen Maßstab an alle andere Offiziere zu legen und betrachtet endlich den Unbestechlichen wohl gar als einen Verächter der heimischen Sitten und als einen Uebermüthigen, welcher mit dem gemeinen Manne nichts zu thun haben wolle.

In den Grenzhäusern wohnen gewöhnlich mehrere Familien, als deren gemeinsamer Vorstand der „Hausvater“, gewöhnlich der vom Militärdienst befreite Aelteste des Hauses fungirt. So schön diese echt patriarchalische Einrichtung an und für sich ist, so nachtheilig wirkt sie doch auf den wahren militärischen Geist der Grenzer ein. Der Hausvater gebietet über alle Bewohner des Hauses, welchen Grad sie auch in der Truppe bekleiden mögen. Freilich soll sich diese Herrschaft nur auf die häuslichen und Privatangelegenheiten erstrecken; aber man braucht eben nicht besonders scharfsüchtig zu sein,

*) Von daher haben auch die Grenzer den in der österreichischen Armee allgemein bekannten Spottnamen „Bratky“ (Brüderchen) erhalten.

um zu erkennen, daß der Hausvater auch auf die dienstlichen Angelegenheiten seiner Hausangehörigen großen Einfluß ausüben müsse. Und wie mit den Hausvätern, so steht es auch mit den meisten Familienhäuptern. Kommt es bei andern Truppen überhaupt selten vor, daß jüngere Verwandte die militärischen Vorgesetzten der älteren sind, so ist dann der im Range Höhere wenigstens durch seine größere Löhnung in den Stand versetzt, sich unabhängig von seinen Verwandten zu erhalten und sich in der Verrichtung seines Dienstes durch keine Rücksichten leiten zu lassen. Aber der Unteroffizier bei den Grenztruppen ist nur selten Familienoberhaupt oder wenigstens im freien Besitze eines Vermögens, oft ist er im Dienste höchstens der Gehilfe seines Vaters, seines ältern Bruders oder seines Oheims, der vielleicht als Gemeiner oder Tambour in seinem Zuge steht. Daß es da mit der Durchführung einer strengen militärischen Subordination oft sehr mißlich aussehen muß, läßt sich leicht begreifen. Die Zusammenstellung der Angehörigen einer Familie oder eines Stammes mochte wohl bei den Schlachthäufen der alten Germanen oder der Griechen von besonderem Vortheile sein und ist auch bei reinen Nationalmilizen und irregulären Truppen, wie z. B. bei den Kosaken, zulässig, kann aber bei einer Truppe, welche man um jeden Preis in eine reguläre umbilden will, unmöglich gute Früchte tragen.

Der stete Aufenthalt bei den Angehörigen und besonders die Bewilligung der frühzeitigen Ehen haben aber noch andere und nachtheiligere Folgen. Dem Grenzer mangelt die Wanderlust, welche andern Slaven, wie z. B. den Mähren und Böhmen, den Slowaken und Krainern eigen ist. Wenn nun der Grenzer, der bisher nur seine Heimath gesehen und sich noch nie länger als auf eine Woche von seiner Familie getrennt hat, endlich einmal ausmarschiren muß, so bemestern sich seiner nur zu bald Niedergeschlagenheit, Zaghaftigkeit und Heimweh.

Bei keiner andern österreichischen Truppe, selbst nicht bei den Tirolern, Steirern und Kärnthnern, kommen so viele Heimwehfranke vor, und es ist von vielen Militärs anerkannt worden, daß „mit den Grenzern, wenn sie über zwei Jahre von ihrer Heimath entfernt sind, nichts mehr anzufangen sei“. Ein Familienvater kann wohl ein tapferer und begeisterter Streiter sein, wenn es sich um die Vertheidigung seines Vaterlandes, seiner Religion, seiner Familie oder seines Besigthumes handelt, aber selten ein guter Soldat in dem eigentlichen Sinne des Wortes, zumal wenn er seine Angehörigen in weiter Ferne und unter wenig gesicherten Verhältnissen zurückgelassen hat, ja die einzige Stütze seiner Familie ist. Alles dieses ist bei dem Grenzer der Fall, und es kann bei ihm von der Einwirkung anderer Motive, z. B. höherer Bildung und des Pflichtgefühls, welche den Muth eines verheiratheten Offiziers erhöhen, wohl nicht die Rede sein. Dagegen wirkt, da er meistens arm ist, die den Südslaven eigene Beutelust auf ihn mit besonderer Macht ein.

Durch den einsamen Wachdienst, welchen der Grenzsoldat in seiner Heimath verrichtet, durch so manche mitgemachte Streifzüge, durch Jagden und mitunter durch auf eigene Faust unternommene Schmuggelgeschäfte ist er ziemlich abgehärtet und an eine größere Selbständigkeit gewöhnt; er versteht und trachtet auch den Gefahren auszuweichen und will seinen Gegner lieber überlisten, als im offenen Kampfe überwältigen. Dabei ist er ein guter Schütze, aber wenig geeignet zu einem langdauernden Handgemenge Mann gegen Mann und noch weniger geneigt, im feindlichen Feuer längere Zeit ruhig auszuharren, da er, wenn er schon sein Leben daran setzen will, einen materiellen Gewinn dafür erwartet. Wohl aber ist er der Mann eines Bayonetangriffes, wenn es sich um ein augenblickliches wildes Darauflosgehn handelt.

Beinahe unwiderstehlich ist daher der Angriff der Grenzer gegen einen ihnen zur Plünderung preisgegebenen Ort oder, wenn es gilt, aus einem Hinterhalte auf den überraschten Feind hervorzubrechen. Stundenlang kann er bei solcher Gelegenheit ohne eine Bewegung, ohne einen Laut, mit glatt auf den Boden hingestreckten Leibe lauern, bis der passende Augenblick gekommen ist. Langsam und leise schleicht er nun vorwärts und stürzt endlich mit der Raschheit des Panthers auf den Gegner. Er kennt nicht das wilde „Rajta“ des Ungars, das donnernde „Hurrah“ des Deutschen oder die begeisterten Ausrufe des Italieners, sondern er wirft gewöhnlich mit dem grimmig zwischen den Zähnen gemurmelten Fluche „Je bém ti“ seinen Gegner zu Boden, macht ihm, wenn er sich noch regt, unter den Worten „Ne boj“ (fürchte dich nicht) mit dem Messer oder Handschar den Garaus und plündert ihn vollständig aus. Dann aber läßt er eher sein Leben, als seine Beute im Stiche und wagt um einiger Geldstücke willen, die er in den Taschen eines gefallenen Feindes vermuthet, Dinge, zu denen er sonst weder durch Befehle, noch durch Drohungen oder Versprechungen zu bringen wäre.

Das ganze Aussehen und Benehmen des Grenzsoldaten entsprechen seiner Gesinnungs- und Handlungsweise.

Das kurzgeschnittene Haar auf die Stirne herabgestrichen, den Kzako auf den Hintertheil des Kopfes gerückt, den Leib geneigt und den Kopf vorgestreckt, aus den listig funkelnden Augen nach allen Seiten spähende Blicke werfend, das Gewehr lieber unter dem Arme oder in der herabgestreckten Hand, als auf der Schulter tragend und sich gern den bequemsten Weg aussuchend, schreitet der Grenzsoldat mit großen, aber leisen Schritten einher, ohne mit seinen Kameraden zu sprechen, nur zeitweilig ein eintöniges Nationallied mehr vor sich hin murmelnd, als singend*). Ein vorbeimarschirendes Grenzerbataillon verursacht weit weniger

*) Im Lager geht es jedoch schon lustiger her. Da hocken mehre im Kreise um das Lagerfeuer herum und singen nationale Lieder oder tanzen nach den Tönen der Sackpfeife, welche bei keiner Compagnie fehlen darf.

Geräusch, als eine Compagnie breit auftretender Deutscher oder ein Peloton plappernder und singender Italiener. Auf die Reinhaltung seiner Montur und seines Lederwerks verwendet der Grenzer ziemliche Sorgfalt, aber man sieht es, daß er es thut, weil es ihm anbefohlen ist, und nicht, weil er selbst gern schmuck und rein erscheint. Desto mehr aber achtet er auf seine Waffen und läßt es sich, wenn dieselben sein Eigenthum sind, wie es z. B. bei den Seressanern der Fall ist, ein gutes Stück Geld kosten, um sie prächtig verzieren zu lassen. Sein Gepäck wird ihm nicht leicht zu schwer, und willig schleppt er selbst die voluminösesten Beutegegenstände Wochen lang mit sich herum, in der Hoffnung, zu Hause es vielleicht doch einmal brauchen zu können.

Kurz, der Grenzer ist sündig, gewandt, seinem Vorgesetzten ergeben, genügsam in Bezug auf Kleidung, Wohnung und Nahrung (oder falls er an letzterer Mangel litte, sehr geschickt in der Auffindung von Abhilfen), mit der Handhabung der Schußwaffe vertraut, tapfer in seiner Art und immer zu kleinen Unternehmungen auf eigene Faust bereit.

Lauter Eigenschaften, welche den Grenzer zu einem guten Parteigänger, zu einem trefflichen irregulären leichten Infanteristen machen! Auch in Festungen, hinter Mauern oder Erdwällen, haben sich die Grenzer sehr gut bewährt. So z. B. 1848 ein Bataillon in Peschiera, welches endlich nur durch den furchtbarsten Lebensmittelmangel zur Uebergabe gezwungen wurde, und 1849 einige Bataillone in Temesvar, Urad und besonders in Ofen. Hier bringen die Grenzer ihre passiven Tugenden in Anwendung, und es ist kaum glaublich, was sie dulden und entbehren können. Hunger und Durst, Kälte und Hitze, harte Arbeit und schlechte Unterkunft werden den Kroaten und Slavonier wohl traurig machen, aber nicht zum Murren bringen, doch darf man von ihm keine besondere offensive Thätigkeit erwarten und ihn dem feindlichen Feuer nicht zu sehr bloßstellen. Noch größere Ausdauer oder vielmehr Apathie zeigt der Walache bei solchen Gelegenheiten.

Aber ein in Masse aufgestelltes Grenzbataillon wird dem feindlichen Kanonenfeuer selten lange widerstehen, sondern davonlaufen oder wenigstens auseinanderstieben und jeder nach Thunlichkeit eine Deckung aussuchen. Es ist komisch anzusehen, wie sich bei solchen Gelegenheiten alle um einen verwundeten Kameraden drängen und ihn forttragen wollen, um nur aus dem Schußbereiche zu kommen*). Es bedarf oft des energischsten Einschreitens, um nur einigermaßen die Ordnung wiederherzustellen.

Auch widersteht dem Grenzer der Zwang des Linientruppendienstes in

*) In einem Treffen in Italien wurde ein Hauptmann leicht am Fuße verwundet. Er ließ sich zurücktragen, und gefenken Hauptes folgte die — ganze Compagnie ihm nach. Ein General begegnete dem seltsamen Zuge und stellte den Hauptmann zur Rede. „Ich bin verwundet, und meine Kinder begleiten ihren Vater“, lautete die Antwort. —

jeder Beziehung. Er ermattet früher als jeder andere Soldat beim Marsche in der dichtgeschlossenen Colonne, weil er nicht, wie er es bei seinen Wanderungen in der Heimath zu thun pflegt, zeitweise seine Spannen (nationale Fußbekleidung) wechseln kann. Als Linienfeldat kommt ihm seltener die Gelegenheit, Beute zu machen oder auch nur Antheil an den verschiedenen Requisitionen zu nehmen. Er steht unter dem directen Befehle der meistens deutschen Generale und wird, wo es angeht, in Kasernen einquartirt. Er wird aufmerksam und gehorsam alle Uebungen mitmachen, aber, weil er nicht die heitere Stimmung des sorgenlosen Linienfeldaten mitbringt, auch selten die Anstelligkeit des letzteren besitzen und die bei der Verrichtung des Dienstes in der Heimath geduldete Nonchalance schmerzlich vermissen.

Es war also jedenfalls eine allen Traditionen der Militärgrenze widersprechende Maßregel, wenn man die Grenzregimenter in die starren, ungewohnten Formen der Linientruppen fügte.

Wenn man indessen die Grenzer auch wieder in irreguläre, oder wenigstens in leichte Truppen umwandeln wollte, so wäre damit noch nicht Alles gethan.

Die Güte einer Truppe hängt nicht allein von der Tauglichkeit der Soldaten, sondern noch mehr von jener der Anführer ab; und auch hierin bleibt noch Vieles zu wünschen übrig. Ueber die gegenseitigen Beziehungen zwischen den Offizieren und ihren Untergebenen wurde bereits Einiges gesagt, es möge nun noch das Nöthige über die Ausbildung und die praktische Verwendbarkeit der ersteren folgen.

Die meisten Offiziere sind geborene Grenzer und gewöhnlich Offiziers- oder Beamten söhne. Sie sind, was Genügsamkeit, militärische Dressur und Liebe zu ihrem Stande anbelangt, im Allgemeinen sehr gute Soldaten. Allein mit Ausnahme einiger ehemaliger Zöglinge der Militärakademien und Cadettenschulen haben die meisten Offiziere nur in den Elementarschulen ihres Landes einigen Unterricht genossen. Als gewöhnliche Volksschulen betrachtet können diese Schulen allerdings gut genannt werden, und es ist bekannt, daß bei den Grenzern besonders viele schöne Handschriften und gute Rechner gefunden werden. Außer dem Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionsunterricht und etwas Zeichnen wird aber wenig Anderes gelehrt. Mit diesen sehr bescheidenen Kenntnissen ausgerüstet tritt der junge Grenzer als Cadett in das Regiment ein, erhält in der Regimentschule die oberflächlichste militärische Ausbildung, wird nach einiger Zeit zum Offizier befördert und findet dann selten Gelegenheit und Aneiferung, sich weitere Kenntnisse zu erwerben. Aber auch der befähigtere und mit mehr Wissen ausgerüstete junge Offizier, den das Schicksal in die Grenze führt, geht nach und nach in dem Meere der Gewöhnlichkeit unter und wird untauglich für die feinere Gesellschaft und für einen höheren Beruf. Der Offizier ist gewöhnlich der Militärcommandant und bürgerliche Vorstand

eines Bezirkes von zwei bis dreitausend Seelen und ist oft einige Stunden von den andern Offizieren seiner Compagnie entfernt. Umgeben von seinen Untergebenen ist er fast nur auf die Gesellschaft des gewöhnlich höchst unwissenden Popen, der Verwaltungsbeamten und eines allenfalls in demselben Orte wohnenden pensionirten Militärs angewiesen. Es stehen ihm keine Bibliothek, keine Unterrichtsanstalten höheren Ranges, keine wissenschaftlichen Vereine, kein Theater, ja nur selten einige bessere Journale zu Gebote, und er findet bei seinen Gesellschaftern keine Anregung zu einer geistigen Beschäftigung, sondern wird von denselben oft mit Gewalt in den Strudel ihrer Alltagsvergnügungen, Spielen und Trinken, hineingezogen. Es gehört wahrlich eine große Charakterstärke dazu, wenn ein junger Mann unter solchen Verhältnissen nicht binnen kurzer Zeit ganz verbauern und sich den Karten, der Flasche und dem wüthesten Umgange mit den Weibern und Töchtern seiner Untergebenen ergeben soll.

Allerdings gibt es zahlreiche Ausnahmen der ehrenwerthesten Art, und es sind manche ausgezeichnete Generale aus der Militärgrenze hervorgegangen. Aber die Mehrzahl der Grenzeroffiziere steht unbestritten ihren übrigen Kameraden der österreichischen Armee in rein militärischer, wissenschaftlicher und geselliger Bildung weit nach. Ein anderer Grund der Deprimirung des Offiziercorps liegt in den gedrückten Familienverhältnissen vieler Mitglieder desselben. Während bei den übrigen Offizieren der österreichischen Armee streng auf den Erlag der vorgeschriebenen Heirathscapution gesehen, und — wenn die überaus beschränkte Zahl der Berechtigten überschritten ist — die doppelte und dreifache Capution gefordert, ja selbst jede Bewilligung absolut verweigert wird, ertheilt man den Grenzeroffizieren gegen Erlag der einfachen, oft nur fingirten Capution, häufig mit gänzlicher Nachsicht derselben, die Bewilligung zur Ehe, ohne, wie es bei andern Truppen üblich ist, die nöthigen Erkundigungen über den guten Leumund und die standesgemäße Erziehung der Braut einzuholen. In neuester Zeit hat man sogar die Grenzeroffiziere, welche die Töchter anderer Grenzeroffiziere ehelichen, von der Leistung der Capution gänzlich enthoben. So gibt es denn in der Grenze viele gänzlich mittellose und mit zahlreicher Familie behaftete Offiziere. So lange dieselben in der Grenze, welche wegen der Wohlfeilheit aller gewöhnlichen Lebensbedürfnisse bekannt ist, stationirt sind, finden sie noch ein erträgliches Auskommen; werden sie aber in eine andere Provinz versetzt, so sind Sorgen und Entbehrungen ihr Loos, und es spielt dann der arme, durch die Nothwendigkeit zur größten Sparsamkeit gezwungene „Kroatenoffizier“ eine sehr traurige Figur neben seinen lebenslustigen und oft reich begüterten Kameraden der Linie. Auch werden bei keiner Truppe so oft Offiziere, trotz ihrer sonstigen Verdienste, bei der Beförderung zu höheren Stellen bloß ihrer Familienverhältnisse wegen übergangen. Mancher brave

Hauptmann kann einzig darum nicht Major werden, weil seine Gattin auf gar zu niederer Bildungsstufe steht und ihren Gatten durch ihr rohes oder ausschweifendes Benehmen compromittiren würde.

Alles dieses gilt schon von jenen Offizieren, welche sich für gewöhnlich, also in Friedenszeiten, bei den Grenztruppen befinden. Hier kann doch eine sorgfältigere Auswahl bei den Beförderungen getroffen und die weitere Ausbildung der schon ernannten Offiziere überwacht werden. Noch trauriger sieht es aber im Falle eines Krieges aus.

Der Ersatz der Offiziere für die auf den Kriegsfuß gesetzten Grenztruppen war von jeher eine mißliche Sache. Bei der Menge der zu ersetzenden Stellen und bei der geringen Zahl der dafür ausgebildeten Aspiranten mußte man zu den mittelmäßigsten Unteroffizieren hinabsteigen und langte auch mit diesen noch nicht aus. Der Hofkriegsrath, das Kriegsministerium, oder wie die oberste Militärbehörde eben heißen mochte, theilte mit dem Vauus das Recht der Besetzung der Offizierstellen bei den Grenzregimentern. Da fanden so manche Generale die beste Gelegenheit, ihre unanbringlichen, an allen andern Orten zurückgewiesenen Protectionskinder einzuschmuggeln. Und so wurden denn die Grenztruppen mit den unfähigsten, verkümmertsten Subjecten überfüllt. Nach beendigtem Kriege wurde dann freilich immer eine mehr oder minder strenge Musterung gehalten und die Alleruntauglichsten entfernt. Aber dieselben hatten bereits so manches Unheil angestiftet und zu der Demoralisirung der Truppe beigetragen und wurden nun nicht etwa einfach entlassen, sondern mit der ihrem Grade zustehenden Pension in den Ruhestand versetzt, so daß der Staat schließlich eine Menge zu keinem andern Dienste brauchbarer Müßiggänger ernähren mußte.

Das Bewußtsein der eigenen Unfähigkeit aber machte solche Vorgesetzte nachsichtig gegen die Fehler ihrer Untergebenen, ja es mochte sogar Vielen, die in den Anschauungen des gemeinen Grenzers erzogen erst spät und unvermuthet zu einer höhern Stellung gelangt waren, die Fähigkeit zur Erkenntniß des Rechtes und Unrechtes abgehen, so daß sie nicht nur den Uebergriffen ihrer Mannschaft unthätig zusahen, sondern auch die Partei derselben für die Aufrechthaltung der Disciplin thätigen höhern Vorgesetzten gegenüber ergriffen oder wohl gar mit ihren Leuten gemeinsame Sache machten. In den letzten Kriegen wurden hinter den Plünderern, Marodeurs und Ausreißern nicht selten Grenzeroffiziere bemerkt, welche mit scheinbarem Eifer ihre Leute zur Ordnung zu bringen strebten, heimlich aber das Treiben derselben begünstigten und auf jede Weise die Intervention anderer Truppen zu verhindern wußten. Ein solches Betragen mußte natürlich die ohnedies sehr schwachen kameradschaftlichen Bande zwischen den Grenzern und den andern östreichischen Truppen noch mehr lockern und führte endlich zu heftigen Zwistigkeiten zwischen

den Befehlshabern, sowie zu Excessen und Raufereien unter der Mannschaft. Diese Schlägereien nahmen oft die großartigsten Dimensionen an und verwandelten sich in förmliche Gefechte, wie z. B. im Juli 1849 jene im Lager der Artilleriereserve bei Ocsa, woselbst die von den Grenzern angefallenen Artilleristen, mit den zu ihrem Beistande herbeigeeilten Pionieren und Chebeaulagers vereint, in förmlicher Schlachtordnung, mit abgeprokten Kanonen und geladenen Gewehren, ihre Gegner erwarteten und nur durch die aufopferndsten Bemühungen mehrerer höheren Offiziere der Friede wiederhergestellt werden konnte. Ähnliche Austritte ereigneten sich um dieselbe Zeit bei der in Slavonien stehenden Armee des Banus. Und Solches geschah beinahe im Angesichte des Feindes! Das Beste und Bezeichnendste war aber der Umstand, daß sich bei solchen Gelegenheiten unter den andern slavisch-österreichischen Truppen auch nicht die geringste Sympathie für die stammverwandten Grenzer kundgab, sondern daß vielmehr Alle, Czechen und Polen, Krainer und Ruthenen, sich mit den Deutschen, Magyaren und Italienern vereinten, um auf „die Kroaten“ loszugehen.

Bei der italienischen Armee, wo sich die disciplinirteren Feldbataillone befanden, benahmen sich die Grenzer etwas besser und standen darum auch in besserem Ansehen. Aber die in den andern österreichischen Provinzen befindlichen Truppen, welche größtentheils erst während und nach der Wiener Octoberrevolution mit den Grenzern zusammentrafen, hatten keine besondere Ursache, sich der Verbindung mit diesen, bisher ihnen nur dem Namen nach bekannten Waffengenossen zu freuen. Auf die Unterstützung ihrer Offiziere und auf den mächtigen Schutz ihres Abgottes, des damaligen Banus Jellachich bauend, verübten die Grenzer vor und in Wien sowie während des folgenden Feldzuges die ärgsten Excesse. Mehre kaiserliche Offiziere, welche ohne von ihren Soldaten begleitet zu sein diesem Unwesen Einhalt thun wollten, wurden verhöhnt und insultirt, ja einige wurden sogar entwaffnet und ausgeplündert! Kaiserliche Kassen wurden von den Grenzern erbrochen und die sich diesem Beginnen widersetzenden Polizei- und Finanzwachsoldaten verwundet und verjagt. „Wir haben unsere Offiziere und brauchen Euch Schwaben nicht,“ riefen einst einige Seressaner einem deutschen Stabsoffizier zu, welcher die Plünderung eines armen Landmannes verhindern wollte. Und dieses geschah beinahe unter den Augen des Banus, welcher, wo er nur konnte, mit unerbittlicher Strenge einschritt. Ist auch Vieles, was man von den Gräueltthaten der Seressaner erzählt, erdichtet, so bleibt doch immer noch genug übrig, um diese „Nothmäntel“ den Baschkiren und Trolöfen würdig zur Seite stellen zu können.

Doch muß man andrerseits den damaligen kriegerischen Leistungen vieler Grenztruppen volle Anerkennung zollen. In den meisten Schlachtberichten wurde ihnen die ehrenvollste Erwähnung zu Theil.

Dieses scheint das letzte glanzvolle Auftreten gewesen zu sein. Sei es, daß die Nichterfüllung der gehegten Erwartungen herabstimmend auf die Kampflust der Grenzer einwirkte, oder daß die mittlerweile ins Leben getretenen Reformen die Kriegstüchtigkeit dieser Truppen vermindert hatten: genug — die Grenzer machten im letzten italienischen Kriege wenig von sich reden. Mehre Bataillone kamen in den Kampf, aber ihre Leistungen konnten mit denen der deutschen, slavischen und ungarischen Regimenter keinen Vergleich aushalten. Dagegen focht das bereits erwähnte 53. Linienregiment, welches größtentheils aus Kroaten bestand, mit ausgezeichneter Tapferkeit. Diese Wahrnehmungen stimmten auch viele österreichische Militärs für die Aufhebung des Grenzinstitutes.

Diese hier von den Grenztruppen entworfne Skizze kann natürlich nur in ihren allgemeinsten Umriffen ausnahmslos auf Alle angewendet werden. Denn abgesehen davon, daß die gute oder schlechte Führung von Seite des Feldherrn, das Wirken des Regimentschefs, der Aufenthalt in dieser oder jener Garnison und mancherlei zufällige Umstände den Geist und die taktische Verwendbarkeit eines Regiments in kurzer Zeit gründlich verbessern oder verschlechtern können, so muß auch die bei der großen Längenausdehnung der Militärgrenze leicht erklärbare physische und moralische Verschiedenheit der Bevölkerung auf die äußere und innere Beschaffenheit der Truppen den entscheidendsten Einfluß ausüben.

So ist die Mannschaft der Biccanner, Ottocaner, Szluiner und Oguliner Regimenter meistens von großem, schlankem Körperbau, gewandt und stark, listig und verwegen, aber auch grausam und beuteluftig. Ähnlich sind die Warasdiner, nur sind sie weniger gewohnt, Hunger und Kälte zu ertragen, dagegen sehr ausdauernd auf Märschen.

Bei den slavonischen Regimentern befindet sich ein mehr gedrungenener Menschenschlag, und es würden sich dieselben noch am ehesten in eine gute Linientruppe umwandeln lassen. Die Gradiiskaner sind von besonders ruhiger Gemüthsart, häuslich und arbeitsam.

Die Peterwardeiner gleichen wieder mehr den Kroaten und standen früher in dem Rufe, zu Meutereien sehr geneigt zu sein. In der Neuzeit war dieses jedoch nicht der Fall, und es stellte dieses Regiment 1848 sieben Bataillone in das Feld.

Die Regimenter der banater Militärgrenze, aus mehrern Nationalitäten zusammengesetzt, weisen sogar in ihren Unterabtheilungen die größte Verschiedenheit auf, und während die Deutschen, Ungarn und Slaven viele gute Eigenschaften besitzen, wirkt wieder das romanische Element, obgleich treu und gehorsam, bei seiner bekannten Weichlichkeit erschlaffend auf das Ganze ein.

So viel aber steht fest, daß das ganze Grenzinstitut sich längst überlebt hat, und daß es um so leichter entbehrt werden könnte, nachdem der Zweck,

für welchen es ursprünglich ins Leben gerufen wurde, nämlich die Bewachung der Grenze gegen die Türken und gegen das Eindringen der Pest, in den Hintergrund getreten ist und auf andere Art mit weit geringerem Geld- und Menschenaufwande — und dabei auch vollständiger — erzielt werden könnte. Die Aufhebung der siebenbürgischen Militärgrenze und das Beispiel Dalmatiens, woselbst niemals ein ähnliches Institut bestand, und dennoch die Grenze ganz gut geschützt wurde, sprechen hierfür.

Die Verstärkung, welche dem österreichischen Heere durch die Grenztruppen erwächst, ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen weder qualitativ noch quantitativ bedeutend. Wäre die Militärgrenze der nämlichen Conscription wie die übrigen Provinzen unterworfen, so würden auf ihr Gebiet etwa 20 Bataillone entfallen. Nun stellt aber die Militärgrenze 29 oder höchstens 43 Bataillone ins Feld, wenn nämlich auch die dritten Bataillone ausmarschiren. Die ganze Verstärkung besteht also aus 9 oder höchstens 23 Bataillonen, da man die Artilleristen und Sereffaner wohl für Nichts zählen kann. Was will aber eine solche Verstärkung bei einer Armee bedeuten, welche im Frieden gegen 370 Bataillone zählt und im Kriege durch Errichtung fünfter Bataillone und einiger Freicorps zu der Stärke von fast 500 Bataillonen anwachsen kann?

Dagegen fällt der Nachtheil, daß der Steuerertrag der Militärgrenze nicht erhöht werden kann, bei den gegenwärtigen mißlichen Finanzzuständen des Reiches doppelt schwer in die Waagschale. Nach Auflösung des Grenzinstitutes würde der Staatsschatz aus jenen Gebieten vielleicht den dreifachen Betrag des bisherigen Einkommens ziehen. Eine eigentliche Reduction ist, wenn sich alle Regimenter in dem Lande befinden, bei den Grenztruppen eigentlich gar nicht möglich. Die Ausgaben für die Militärgrenze selbst bleiben daher im Frieden wie im Kriege fast gleich, und die in andern Provinzen stationirten Grenzbataillone werden so wie jede neuere Linientruppe besoldet, daher auch da von keinem finanziellen Vortheile die Rede sein kann.

Aber auch die Behauptungen derjenigen, welche über „das so unendlich traurige Schicksal der Grenzbewohner“ klagen, sind mindestens zur Hälfte unrichtig, da die Bewohner der Militärgrenze wenigstens in materieller Beziehung besser daran sind, als die Bevölkerung mancher andern österreichischen Provinz.

Freilich ist der moralische Druck, welcher auf dem Lande lastet, bedeutend, aber so lange sich die wahre constitutionelle Freiheit und die Gleichheit vor dem Gesetze in Oestreich noch nicht entwickelt haben und die Bestrebungen einiger wahrhaft liberalen Männer hier von dem sich breit machenden Scheinconstitutionalismus, dort wieder von oligarchischem Troge, an anderen Orten von ultramontaner Arglist oder von dem absolutistischen Polizeiz- und Militärregiment durchkreuzt werden, dürfte es den Bewohnern der Militärgrenze ziemlich gleich-

giltig erscheinen, ob sie sich der wenigen, bis jetzt wirklich ins Leben getretenen constitutionellen Rechte erfreuen können oder noch einige Zeit in den bisherigen Verhältnissen ausharren müssen.

Uebrigens ist der gegenwärtige Zustand der Militärgrenze auf jeden Fall nur als ein Provisorium von voraussichtlich sehr kurzer Dauer zu betrachten, da das Grenzinstitut in nächster Zeit entweder gänzlich aufgehoben oder gründlich umgestaltet werden muß.

Doch ist auf dem Wege, welcher bisher eingeschlagen worden ist, wenig Zweckmäßiges zu erwarten. Denn ebenso wenig als die Stimme des bestandenen kroatisch-slavonischen Landtags als allein entscheidend betrachtet werden konnte und durfte, ebenso wenig ist eine fast nur aus Generalen und Stabsoffizieren zusammengesetzte Commission im Stande, die Interessen der Gesamtmonarchie mit jenen der Militärgrenze in richtigen Einklang zu bringen und sich auf rein militärischem, wie auf nationalökonomischem und juridischem Gebiete mit gleicher Leichtigkeit und Sicherheit zu bewegen.

A. D.

Ein Brief des Königs von Siam an den Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Uns wird aus den amerikanischen Congressacten folgender Brief des Königs von Siam an den Präsidenten der Vereinigten Staaten mitgetheilt, der von Interesse sein dürfte.

„Sondetsch Phra Phramendr Maha Monkgut, durch den Segen der Höchsten Vorsehung des Weltalls König von Siam, Gebieter aller umliegenden tributpflichtigen Länder, des größten Theils der Malayischen Halbinsel, Professor der Magadha-Sprache und Buddha-Literatur etc. etc. sendet seiner verehrten, vortrefflichen Präsidentschaft, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, welcher durch die Bürger derselben als der ausgezeichnetste gewählt wurde, und ihm mit einem amtlichen Schreiben von Mittwoch dem 10. Tage des zunehmenden Mondes im Monat Busakb, dem Jahr der Geis, der ersten Dekade der Siamesischen Zeitrechnung 1221, ein Packet Bücher geschickt hat, freundlichen Gruß.“